

Erkenne die Stunde...

Autor(en): **Jacques, Olaf R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **18 (1950)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erkenne die Stunde . . .

Von Olaf R. Jacques

L'heure est fragile - sois tendre
Maurice Maeterlinck

Als ich in Begleitung von Siegfried, der sich bis zu jenem verhängnisvollen Abend mein Freund nannte, in die mit Girlanden und Papierschlangen bunt geschmückte Stube trat, war die Stimmung der Gäste schon vorgeschritten. Fred hatte — wie stets keine Mühe scheuend — Kerzenbeleuchtung gewählt und mittels geschmackvoller Tisch- und Wandleuchter, durch Verwendung von Streublumen, reizende kleine Porzellanputtos und seltsam bizarre Glastiere auf den niedrigen runden Tischen eine intime Atmosphäre geschaffen. Ueberall fanden sich für die Gäste kleine Ueberraschungen, und tausend entzückende Ueberflüssigkeiten — „les petits riens“, wie Fred die Ingredienzien der Behaglichkeit scherzhaft nannte — strahlten in ihrer stummen Gegenwart (wie es schien) auf magische Weise eine heitere Laune aus, die sich den frischen jungen Männern unbewußt mitteilte. Die Stube war angenehm von einem mandelsüßlichen Sherrydunst erfüllt. Da und dort hatte einer den Arm um den Nacken des Freundes geschlungen, zwei Paare tanzten zu einer Tangoplatte, die durch den Radioapparat übertragen wurde, und in der dunklen Ecke am Fenster stand ein blonder Jüngling und redete mit leiser Stimme auf einen anderen ein.

Fred stellte uns den Anwesenden vor, soweit wir noch nicht mit ihnen bekannt waren. Mit ein paar raschen Blicken musterte ich die Gesellschaft und stellte fest, daß der rührige Gastgeber wieder einige reizvolle „Novitäten“ bestellt hatte, deren Anblick auf den Esoteriker beglückend wirkte. Mochte der Teufel wissen, wie sie hierher geraten waren und alle zusammengehörten!

Siegfried fand es ebenso bequem wie apart, daß die Jungen im Sporthemd dasaßen und teilweise sogar die Ärmel hochgestreift hatten. Befreit von allem Zwang räckelte sich der junge Jo mit offener Hemdbrust im Sessel und ließ seinen braunen Arm über die Lehne herabhängen. Er hatte soeben getanzt und schwitzte.

„Wer ist eigentlich dieser Mensch dort?“ fragte ich ihn.

„Welchen meinst du? Es ist eine ganze Reihe blonder Kerls da.“

„Dort am Fenster, dem Siegfried jetzt seine ganze Aufmerksamkeit schenkt.“

„Der? Das ist Heino. Ein angehender Tänzer. Heino Kristen.“

„Wie findest du ihn?“

„Ich mag ihn nicht. Er trägt sich unnatürlich und betont weibisch. Mit einem Wort, er paßt nicht hierher. Aber das wirst du selbst sehen.“

Wie wenig war ich heute zur Geselligkeit aufgelegt! Ich hatte am Abend mit Siegfried ein Philharmonisches Konzert besucht. Tief erfüllt von der Musik sehnte ich mich nach Einsamkeit, um das Erlebnis nachklingen zu lassen. Deswegen hatte ich vorgeschlagen,

doch auf jene Party zu verzichten und mit dem Heimweg einen stillen Spaziergang durch den abendlichen Tiergarten zu verbinden. Siegfried sah mich verwundert an; hatte er meine tiefe Erschütterung beim dritten Satze von Bruckners Neunten schon nicht ergründen können (eine Musik, die mir das blanke Wasser in die Augen treibt), so fand er jetzt meine Idee offenbar absurd. Jetzt noch durch den Park laufen! Außerdem liebte er nicht, in musikalische Gespräche verwickelt zu werden, denn Musikalität war nicht seine stärkste Seite. Vollends hatte er nichts zu schaffen mit Komponisten, die ihre Werke in majorem dei gloriam schrieben und sie in naiver Ehrfurcht „dem lieben Gott“ widmeten. Er hatte also auf den Besuch bestanden, und nun waren wir hier.

Langsam trat Kristen an den Tisch, zündete sich eine Zigarette an und setzte sich. Er blickte in eine Kerze, und ich hatte Muße, ihn zu betrachten. Er war ungefähr Anfang zwanzig. Seine Augenbrauen waren dunkel nachgezogen und kontrastierten grotesk zu dem gebleichten Haar. Als ich ihn im Profil sah, fiel mir auf, daß die langen Wimpern seiner ausdrucksvollen Augen gleichmäßig geschwungen waren. Und wie zur Bestätigung für meine Annahme bürstete er sie nun mit dem angefeuchteten Finger von unten nach oben, da er sich unbeobachtet fühlte, bemüßigt, seine Schönheit hin und wieder zu korrigieren. Hierbei glaubte ich auch wahrzunehmen, daß seine Nägel leicht gelackt waren.

Jo warf mir einen vielsagenden Blick zu und beugte sich zu mir herüber. „Schön wie Dorian Gray,“ flüsterte er, „auch ebenso kalt. Seelenloser Puppenkopf. Mit einem Wort: scheußlich.“

Da fesselte plötzlich etwas meine Aufmerksamkeit: Siegfried zog sich einen Sessel heran, und wenig später hatte er Kristen in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. So sehr ich mich auch anspannte, ich konnte nicht verstehen, worüber sie sich unterhielten, denn in meinem Rücken trieb man lautes Allotria zur Tanzmusik, und drüben hatte sich eine kleine Gruppe gebildet, wo man die Köpfe zusammensteckte und von Zeit zu Zeit in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Ich behielt nur diese Beiden im Auge. Widerlich, dieser Augenaufschlag, diese weichen Bewegungen, das kokette Wesen. Bevor ich noch ein einziges Wort mit diesem Menschen gewechselt hatte, empfand ich eine tiefe Abneigung gegen ihn, denn unvermittelt meldete sich in meinem Innern eine warnende Stimme, daß jener in Kürze auf irgendeine Weise in mein Leben eingreifen werde.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter — Fred. Unter einem Vorwand zog er mich mit sich fort zu dem kleinen Kreise an der Ofenecke, wo gescherzt wurde und dann einige vernünftige Gespräche zustande kamen. Man plauderte angeregt über die interessanten Bücher von Hans Licht, die den Eros Griechenlands zum Gegenstand haben, kam dann auf Praxiteles zu sprechen und im besonderen auf „Apollon, den Eidechsentöter“. Phoibos Apollon — der Gott des Lichtes, des Lebens — ein Eidechsentöter? Augenscheinlich hatten spätere Generationen das Bildwerk mißverstanden und ihm diese kontradiktionäre Bezeichnung beigelegt. Hatte sich der Gott nicht voller Schmerz über den Leichnam des geliebten Hyakinthos

geworfen, als der Knabe, gefällt von der Eifersucht des Zephyros, im Grase lag? Und nun sollte er es auf das Leben einer unschuldigen Eidechse abgesehen haben? Nein! Erst Licht deutete den Sinn dieser Plastik auf einleuchtende Weise. Von einem uns vorliegenden Epigramm Martials *) schloß er darauf, daß „die Bilder des ‚eidechsen-tötenden‘ Apollon dem knabenfreundlichen Gotte Symbol sind, der das Tierchen nicht etwa töten will, vielmehr ‚die Eidechse‘ hervorlockt, um mit ihr zu spielen, bis sie unter seinem schmeichelnden Finger vor Lust und Liebe vergeht“.

Gleichsam zur Bekräftigung, daß er zu den Eingeweihten gehörte, zog Jo das um seinen Hals hängende, unter dem buntkarierten Hemd verborgene Kettchen hervor, an welchem als Talisman eine zierliche Eidechse aus getriebenem Silber befestigt war. Die schlanke Lazerte stellte offensichtlich ein Amulett der Liebe dar. Sie ruhte träge auf einer flachgewalzten ovalen Silberplatte, als ob sie sich sonnte. Als ich bemerkte, daß auf der Rückseite einige Worte eingraviert waren, machte ich mit einem Scherzwort aus meiner Neugier, sie zu lesen, keinen Hehl. Immerhin wäre es nicht ohne Interesse für mich gewesen zu erfahren, welcher aufmerksame Geist dem als leichtfertig bekannten Burschen diese feinsinnige Morgengabe dargebracht hatte. Jo wehrte jedoch gelassen und, wie mir schien, geringschätzig ab.

„Lohnt sich nicht“, lächelte er, „zunächst einmal versteht sowieso kein Mensch den Sinn dieser Gravierung. Ich wußte es mal, in der ersten Zeit, habe es aber längst wieder vergessen. Und jetzt ist es ohnehin nicht mehr nötig, sich noch daran zu erinnern, denn es ist schon eine Weile vorbei.“

„Mich wundert, daß du in diesem Falle den Anhänger noch trägst. Alte Andenken graben einen Friedhof um.“

Jo lachte. Für ihn gab es keine Probleme, er nahm alles auf die leichte Schulter. „Bei mir nicht mehr. Ist nur ganz hübsch, das silberne Ding. Aber du hast recht: ich sollte es eigentlich in den Kasten tun.“

„... zu den übrigen“, ergänzte ich im Stillen.

Ich blickte mich im Zimmer umher: Siegfried war nicht mehr da, auch Kristen war verschwunden. Mich überfiel eine Unruhe. Fred beobachtete es — wahrscheinlich hatte er schon auf meine Reaktion gewartet —, und nebensächlich meinte er über den Tisch hinweg: „Siegfried kommt gleich zurück.“

Drüben in der Ecke war eine starke Bewegung entstanden. Jürgen, der junge Schauspieler, hatte das Wort an sich gerissen. Wir wußten, daß wir immer etwas besonderes zu erwarten hatten, wenn die feurige Trunkenheit aus ihm sprach.

*) Martial XIV, 172: Sauroctonos Corinthius.

Ad te reptanti, puer insidiose, lacertae

Parce: cupit digitis illa perire tuis.

Korinthischer Eidechsentöter.

Schöne die auf dich zukriechende Eidechse,

Sie will von deinen Fingern vergehen.

„Freunde!“ rief er mit dem ihm eigenen Ueberschwang aus, den er als Mime wohl auch etwas forcierte, „Freunde, über all eure Gefahrtheit vergeßt ihr gar noch die Lust am Leben, vergeßt ihr die Liebe, vergeßt ihr den Genuß! Stoßt mit mir an, ihr Erosjünger, Diener Priaps! Wo ist die Stimmung von vorhin! Laßt euch Feuer durch die Adern rollen! Mein Glas! Wein her! Keine moralinsauren Männerfreundschaften unter der Glasglocke! Berauscht euch! Wo ist Apoll, der sogenannte Eidechsentöter?! Ich will ihn besingen, ihn und seine Spielgefährtin!“

Jürgens Schwung riß empor. Die Gläser klangen. Er leerte das seine auf einen Zug, behielt es in der Hand, setzte seinen Fuß auf den Stuhl und begann leidenschaftlich:

„Urgefühle,

Wenn ihr über mich kommt — ah, jetzt seid ihr da!

Gebt mir nichts als Freuden der Wollust!

Gebt mir den Trank der Leidenschaften,

Gebt mir Leben, üppig und rauh!

Heute und heute Nacht schließ' ich Gemeinschaft mit den

Lieblingen des Natürlichen.

Ich bin für die, die lockere Freuden glauben,

Ich teile die Mitternachtsorgien junger Männer,

Ich tanze mit den Tänzern und trinke mit den Trinkern.

Das Echo schallt von unserm wüsten Geschrei.

Ich greife mir einen niedrigen Menschen heraus als liebsten

Freund.

Er soll rechtlos sein, wild und ungebildet.

Er soll von den andern verdammt sein, wegen Untaten,

die er begangen.

Ich will nicht länger Komödie spielen.

Warum soll ich mich ausschließen von meinen Gefährten?

O ihr Gemiedenen, ich meide euch nicht!

Ich komme sogleich in eure Mitte.

Ich will euer Dichter sein,

Ich will mehr für euch sein als für alle andern.“

Tosender Beifall umbrandete den temperamentvollen Sprecher, als er geendet hatte und seinen Römer hinhielt, den Fred ihm vollschenkte. Abermals klangen die Gläser, und voller Uebermut rief einer der jungen Burschen: „He, ihr Mignons dort hinten in der dunklen Ecke! Was treibt ihr denn da!“

„Denen sind die Verse schon ins Blut gegangen!“ kommentierte einer mit breitem Lachen, und Jürgen fügte nicht ohne Selbstironie hinzu: „Ich muß soeben sehr gut gewesen sein, denn schon erleben sie Whitman in praxi!“

Ich blickte hin. Die Angeredeten waren Siegfried und Heino. Unbemerkt waren sie zurückgekommen, und nun saß Siegfried dort im Sessel, Heino von der Lehne herab über ihn gebeugt; beide waren aus der Umschlingung ihres Kusses hochgefahren. Ich wußte, was die Stunde geschlagen hatte, denn meine Ahnung erfüllte sich. Wortlos starrte ich auf die Gruppe. Fred sah mich an und schwieg; er hatte es kommen sehen.

Zwar macht für gewöhnlich an solchen Abenden ein Kuß nicht viel aus, aber hier spürte jeder, daß das Uebel tiefer saß. Die Situation war peinlich. Da meine zärtliche Neigung für Siegfried durchaus kein Geheimnis war, versuchten einige, gegen ihre Ueberzeugung, den faux pas zu bagatellisieren, hatten aber einen bitteren Geschmack dabei auf der Zunge. Mir selbst war die Laune gründlich verdorben, und so brach ich wenig später auf. Siegfried fragte unsicher, warum ich schon heimgehen wolle und ob es mir ferner etwas ausmache, wenn er noch ein wenig bliebe.

Ich schlenderte den dunklen Kurfürstendammbahn hinunter. Noch hatte die Alarmsirene nicht geheult, obgleich schon Feindeinflüge in Westdeutschland gemeldet waren. Ich fühlte mich wie ausgehöhlt. Wären jetzt ein paar Bomben gefallen, mir wäre es sicherlich völlig gleichgültig gewesen. Ich wußte es: mit diesem Kuß hatte ich meinen Freund verloren, den ersten Menschen, dem ich bedingungslos getraut hatte, den ich liebte. Er hatte mich gehen lassen um einen effeminierten Tänzer. Wie war das nur möglich!

Noch heute erinnere ich mich, wie verzweifelt ich damals war. Die erste Liebe! Verschmäht! Wie jeder, der an tiefem Herzweh krankt, glaubte ich zunächst, ich würde mich nie in die veränderte Lage schicken können. Und so stürmte eine Fülle jener törichtesten Gedanken der Bitterkeit und Lebensverneinung über mich her, die sich bei einer Mesalliance des Herzens naturgemäß einzustellen pflegen.—

Unterdes war ich zur Haltestelle gekommen, wo ich stehenblieb. Ich weiß nicht, wer da alles auf die Bahn wartete — ob da überhaupt Leute standen. Nichts interessierte mich, mein Blick war nach innen gekehrt. Fortwährend marterte mich das Bild dieses Puppenkopfes, wie er mit spitzen, an der Kuppe lackierten Fingern Siegfried die Locken aus der Stirn strich, und immerdar hörte ich die leise weiche Stimme, wie sie spöttisch sagte: „Gute Nacht! Schade, daß Sie gehen wollen! Eine recht angenehme Ruhe wünsche ich Ihnen!“ O dieser Unterton! „...angenehme Ruhe wünsche ich Ihnen...“ Der Klang dieses Organs machte mich rasend.

„Wie lange soll ich Ihnen dieses Ding eigentlich noch halten?“ fragte mich plötzlich jemand. Ich schreckte aus meinen Gedanken auf. In dem blauen Licht der abgedachten Laterne blickte ich in ein pfiffiges Gesicht, das zur Hälfte von dem Schirm einer verteufelt keck aufgesetzten Soldatenmütze beschattet war. Was mir zuerst auffiel, war ein lachender Mund voll prachtvoller Zähne. Dann blickte ich auf die vorgestreckte Hand, die den Gürtel meines Trenchcoats hielt, den ich über den Arm genommen hatte. Er war wohl aus der Schleppe geglitten.

„O, danke schön“, sagte ich zerstreut und griff danach. „Verzeihen Sie, doch ich war soeben mit den Gedanken ganz woanders.“

„Das habe ich gemerkt“, meinte mein Gegenüber in fröhlichem Tone. Wie klang diese Stimme unbekümmert und trotz einer gewissen Jungenhaftigkeit männlich und metallisch!

Da kam auch bereits die Straßenbahn. Ich stellte mich auf die hintere Plattform, aber schon, während ich noch an meinem Portemonnaie nestelte, um das Fahrgeld hervorzuholen, fühlte ich mich

beobachtet. Man spürt zuweilen, wenn sich von irgendwoher ein Augenpaar auf einen richtet, ganz besonders aber, wenn die Nerven entblößt liegen. Ich hob den Kopf — es war der Soldat, der in der anderen Ecke der Plattform stand. Er sah mich unverwandt aus großen graublauen Augen an. Der Blick war ernst und männlich und dabei so unbeschwert, als sei diesem Manne da drüben noch nie zu Bewußtsein gekommen, daß eindringliche Blicke auch belästigen können.

Nun hatte ich Gelegenheit, ihn näher zu mustern. Seine gutsitzende Uniformjacke und die schnittige Hose mit dem ledernen Reitbesatz, die aus ein paar feschen Schaftstiefeln hervorkam, betonten seine makellose Figur. Die Gesichtszüge waren nicht eigentlich schön, doch trug sein gebräuntes Antlitz eine Offenheit zur Schau, die un-
gemein anziehend wirkte. Der ganze Kerl war von fesselnder, imponierender Männlichkeit.

Ihm müssen Weiber- und Männerherzen zufliegen, dachte ich bei mir, aber weiter kam ich nicht in meiner Ueberlegung, denn sofort tauchten wieder die alten Bilder auf und kreisten in meinem Hirn. „...angenehme Ruhe wünsche ich Ihnen ... angenehme Ruhe wünsche ich Ihnen...“ Ich ertappte mich, daß ich kochte vor Eifersucht, was ich allerdings niemals zugegeben hätte. Besser wars schon, am eigenen Grimm zu ersticken.

Traumverloren stieg ich aus, traumverloren ging ich meine Straße hinunter. Es war alles still. Der Schritt halte in der Dunkelheit auf dem Trottoir. Nur auf der anderen Seite hörte ich noch jemanden laufen. Die Schritte kamen plötzlich näher, überquerten den Fahrdamm, holten mich ein, verlangsamten das Tempo, wurden dann wieder forscher und fest und gingen allmählich neben mir her. Eine ganze Weile sah ich nicht auf, denn ich erriet an dem sicheren Gang, wer es war. Schweigend liefen wir nebeneinander, mein Herz klopfte. Ich mochte nicht das erste Wort sprechen.

Das Klappern meiner Schlüssel verriet ihm, daß ich am Ziele war. Der Soldat baute sich neben mich auf, als ich ein wenig zögerte, die Haustür zu öffnen.

Ich spürte den Flaum seines Handrückens an dem meinen. Stumm, ernstes Spiel.

Endlich bricht er das Schweigen, ergreift meine Finger und flüstert: „Sehe ich dich noch einmal?“

Mir kommt gar nicht zu Bewußtsein, daß er mich geduzt hat. Es muß wohl so sein, weil wir uns wahrscheinlich schon seit Ewigkeiten kennen.

„Ich bin gebunden“, antwortete ich.

„Befreundet?“ — „Ja.“ — Lange Pause. — „Du liebst ihn?“ — „Ich glaube, immer noch.“ — „Was heißt das: ich glaube?“

Sein Gesicht leuchtet dicht vor dem meinen. Ich weiß, er möchte mich am liebsten in die Arme nehmen. Und doch wagt er noch nicht, denn ich bin kühl bei aller Freundlichkeit, weil ich mich Siegfried verpflichtet fühle. Das weiß der Junge da vor mir natürlich nicht, deswegen erzähle ichs ihm jetzt, erzähle ihm aus einer plötzlichen Eingebung heraus alles, was mich bedrückt. Ich bin so dank-

bar, daß ich einem Menschen sagen kann, wie es in mir aussieht, mag er auch wildfremd sein. Er ist alt genug, sich nicht darüber zu wundern, um die Dreißig herum.

Als ich geendet habe, füge ich hinzu: „Aber warum belaste ich dich eigentlich damit?“

Er zieht mich zu sich heran und faßt mich beim Oberarm.

„Drücken wirs anders aus: du erleichterst dich bei mir. Ich danke dir dafür. Warum du mir das alles sagst? Weil du — —“

Er vollendet nicht, sondern versenkt sich in meinen Anblick.

„Dieser Mensch ist deiner nicht wert“, flüstert er dicht vor meinem Munde. „Er begehrt Lust, nicht Liebe. Kann man — sagen wir: als Musensohn überhaupt jemanden lieben, der der Musik abhold ist?“ Er legt den Arm um meinen Nacken und sagt leise: „Komm zu mir.“

Die Spannung ist aufs äußerste gestiegen, seine Brust hebt und senkt sich an der meinen. Ich fühle die große Gefahr und mache mich vorsichtig aus seiner Umarmung frei! Er will sich nicht lösen und umschlingt mich glühend: „Warum sperrst du dich dagegen? Du bist erregt, ich spüre doch, daß du mich magst.“

So stehen wir Wange an Wange. Mein Herz klopft bis zum Halse, aber den Kuß verweigere ich ihm. Ich bin ein Idiot, mich noch an Abmachungen zu halten, die heute abend aufgehoben worden sind. Aber ich kann nicht anders.

Er sieht ganz traurig aus, als er mich losläßt. „So etwas gibt es noch“, meint er kopfschüttelnd. „Vielleicht könnte ich endlich dir meine Devise sagen.“

„Wie lautet sie?“

„Aeterna — aber nein, es hat doch keinen Zweck.“

„Warum nicht?“

„Weil sich ein Wunsch daran knüpft, der anscheinend unerfüllbar ist.“

Ich forsche nicht weiter. Er bückt sich und hebt seine Mütze auf, die ihm vorhin vom Kopf gefallen ist, greift nach meiner Hand und drückt sie. „Lieber Junge!“ sagt er leise.

Da jammerts mich, wie er so hilflos vor mir steht, der fesche Kerl, und ich fühle mein Herz überfließen. Seinen Kopf nehme ich in beide Hände und küsse ihn liebevoll auf Stirn und Wangen, was er sich willig gefallen läßt. Nur den schönen starken Mund nehme ich aus, obgleich er die Lippen einen Spalt öffnet und in Erwartung die Augen schließt. Auf einmal ermannt er sich und wird der schneidige Draufgänger von vorhin.

„Ueberlassen wirs also dem Zufall“, meint er in verändertem Ton und setzt die Mütze etwas schief auf. Dann tippt er nochmal mit dem Zeigefinger gegen den Schirm und schiebt sie ein wenig nach hinten. Er reicht mir die Hand und stellt sich zum Abschied vor: „Ich heiße Horst-Theo“.

Kurz darauf verschluckt ihn die Dunkelheit der Straße. „Horst-Theo“, wiederhole ich für mich ein paarmal. Noch lange höre ich seine Schritte auf dem Pflaster hallen und betrete das Haus erst, als sie völlig verklungen sind. — —

Lange hörte ich von Siegfried nichts. Wartezeit und Ungeduld

lasteten auf mir; es hätte zwar in meiner Macht gelegen, sie durch einen Besuch bei ihm abzukürzen, doch meinem Stolz mischte sich wohl auch ein Quäntchen Furcht vor unangenehmer Gewißheit bei, was mich bewog abzuwarten.

Und die Gewißheit kam: jener Abend hatte das Ende unserer Freundschaft besiegelt. Mir blieb nur übrig, mich damit abzufinden. Man kann niemanden zwingen, einen zu lieben. Solange die Freundschaft grünt, sieht man nicht ihre Risse. Das Holz springt erst, wenn es trocken wird.

Oft mußte ich in den folgenden Wochen an Horst-Theo denken, ja noch nach Monaten stand ich unter dem lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit. Wollte sich auch der Zufall einer neuen Begegnung nicht einstellen, so hörte ich doch im Geiste manchmal seine Stimme.

„Sieh die Sterne am Abendhimmel, schau sie an, Lieber: so leuchten sie auf, die Freundschaften, plötzlich und wunderbar, und so verlöschen sie oft. Vergessen sind dann alle Schwüre und himmelhochjauchenden Beteuerungen. Es ist etwas Furchtbares um das Verlöschen eines solchen Sternes und großes Leid darum, ihn in der Nacht zu erblassen, verglimmen oder mit einem Schläge hinter einer schwarzen Wolke verschwinden zu sehen. Keine Träne, kein Gebet kann ihn bestürmen, weiterzuleuchten. Wieviel besser aber ein Ende mit Schrecken, wie es dich betroffen hat, als ein langsames Welken und Dahinsterben der Freundschaft. Rätselhaft hat es irgendwann einmal angefangen, und nun ist es da wie eine tückisch schleichende Krankheit. Wenn alte Freunde nicht den Mut haben, sich zu gestehen, daß sie längst auseinander sind, so plaudern sie behutsam nur noch von dummen gleichgültigen Dingen aus Furcht vor einer Tiefgründigkeit, die ihre alte Illusion früherer Jahre zerstören würde. Und doch vermag diesem unaufhaltsamen Verfall der Kräfte kein ärztlicher Beistand mehr tatkräftige Hilfe zu bieten.“

„So könnte ich also bei dir dasselbe erleben?“ frage ich ihn.

„Mein Lieber“, antwortet er und schließt mich fest in seinen Arm. „Wie die Voraussetzungen auch immer sein mögen: niemand geht eine Freundschaft ein mit der Absicht, sie wieder zu brechen. Und dennoch werden von tausend vielleicht nur zehn dieser Bitterkeit entgehen. Trotz alledem, mein Freund: es gibt kein Entrinnen vor dem Gesetz des Liebenmüssens. So enttäuscht wir auch sind und so sehr wir die Liebe auch fliehen mögen ob bitterer Erfahrung: sie holt uns immer wieder ein und zwingt uns — oft auf seltsamen Wegen —, unser Herz aufs neue liebend zu öffnen.“ —

Horst fühlt, daß ich gleichsam eingekapselt bin, erkalte unter dem Eindruck meiner ersten Enttäuschung, und daß die Saat ruhiger kluger Ueberlegung nach dem Sturm guten Boden und einen warmen Sonnenstrahl braucht, um aufzugehen. Die Stunde ist noch nicht reif, er weiß, welche Vorsicht geraten ist. Nach einer geraumen Weile spricht er behutsam mit lächelndem Munde, ganz sachte, ganz weich: „L'heure est fragile — sois tendre“. — — —

Durch einen lauten Anruf meines Namens schrecke ich auf und finde in die Wirklichkeit zurück. Jo amüsiert es, wenn ich auf offener

Straße einhergehe wie ein Traumwandler, was letztens häufiger geschehen ist. Er fühlt sich anscheinend verpflichtet, mich etwas aufzupulvern und lädt mich auf eine Tasse Kaffee zu sich; da ich gerade Zeit habe, nehme ich an. Beim Eintritt in sein Zimmer entschuldigt er sich: es sieht alles ein bißchen wüst dort aus. Er hat alte Briefschaften aussortiert, um ihre Erinnerung dem Feuer zu übergeben. Die Tischlade liegt noch von vorhin auf dem Fußboden und rings ist der Teppich mit Zetteln und Briefumschlägen bestreut.

Während Jo alles eilig zusammenrafft und den Kasten hochhebt, um ihn wieder in den Tisch zu schieben, entdecke ich darin den bewußten Silberanhänger mit der Eidechse, der jetzt unbeachtet in die Ecke verkramt ist. Ich nehme ihn nachdenklich heraus. Wer mag der Spender dieser Plakette sein, die nun vergessen bei all dem anderen Gerümpel liegt? Da ist die Inschrift! Ein Seitenblick genügt — Jo ist mit seinen Papieren beschäftigt. Ich mache mich ans Entziffern und bin enttäuscht; kein Name, nur in der Mitte ein Datum und rings ein lateinischer Spruch: „Aeterna sit coniunctio nostra“. Ein Spruch wie zum Hohn: „Unsere Verbindung währe ewig“. Und nun liegt der sichtbare Ausdruck dieses sublimen Wunsches in irgendeiner Lade begraben.

Plötzlich durchzuckt es mich wie ein Blitz. Aeterna...? Hatte ich dieses Wort nicht an jenem Abend vor meiner Haustür gehört? Richtig, die Devise! Es konnte kein Zweifel sein; ein wunderbarer Zufall war mir abermals gnädig — ich hatte eine Spur gefunden! Kaum gelingt es mir, meine Erregung zu bemeistern, als ich die Plakette an dem Silberkettchen baumeln lasse und ganz nebenbei frage:

„Sag mal, Jo, wie hieß eigentlich dieser Freund?“

Jo schaut nur kurz auf und läßt sich beim Kramen nicht stören.

„Ach, der? — Horst. Genauer gesagt Horst-Theo. Aber ich habe ihn immer nur Horst gerufen.“

Ich spüre, wie mein Herz hämmert. „Und ihr kommt nicht mehr zusammen?“

„Nein, lange schon nicht mehr...“

Eine heiße Freudenwelle steigt in mir empor. Es ist schwerer, große Freude als Leid zu verbergen. Ungestüm falle ich Jo ins Wort: „Könnte ich da nicht...“

Jo hat noch nicht ausgedet und geht über die Unterbrechung hinweg:

„Aber selbst, wenn ich eine Zusammenkunft noch wünschte, wär's nicht mehr möglich, sie herbeizuführen. Ich traf seine Mutter, sie geht in Trauer.“

Diese Worte lassen mich erstarren.

„Er ist gefallen“, sage ich tonlos.

Jo nickt beiläufig und räumt weiter. „Vor zwei Monaten in Rußland. Eigentlich schade. War ein netter Kerl. Aber viele müssen ins Gras beißen, man müßte sie alle beweinen. Was hilft das Nachtrauern! Außerdem war er für mich schon zu Lebzeiten nicht mehr da. Ich halte es nie lange aus. — Ach so, die Plakette. Ja, wozu noch? Ich werde einen silbernen Ring daraus schmelzen lassen, für ein Geschenk.“ — Aeterna sit coniunctio nostra. —